

**KOMPAKT****Vatikan mit neuem Internetauftritt**

Rom. Mit einem neuen Internetauftritt will der Vatikan die Dienste des päpstlichen Kleinstaates besser präsentieren. Für auswärtige Besucher der am Dienstag freigeschalteten Seite dürften vor allem Angaben zu den Vatikanischen Museen interessant sein. Daneben finden sich auf [www.vaticanstate.va](http://www.vaticanstate.va) Informationen zur Basilika Sankt Peter, zu den Vatikanischen Gärten, dem Apostolischen Palast und der früheren Sommerresidenz in Castel Gandolfo. Ein weiterer ausführlicher Menüpunkt bietet eine Übersicht zu den Verwaltungsorganen des Staates der Vatikanstadt, wie der kleinste Staat der Welt offiziell heißt. Bisher bietet die auch für mobile Endgeräte konzipierte Seite nur Inhalte in italienischer Sprache. Andere sollen folgen.

**Impressum**

**Herausgeber:** RW Media UG (haftungsbeschränkt).

**Redaktion:** Hildegard Mathies, Dr. Boris Spornol (beide V.i.S.d.P.), Alexandra Steinke (Gottesdienste, Technik), Ulrike Beckmann, Telefon (02 09) 40 52 01 93 E-Mail: [redaktion@neuesruhrwort.de](mailto:redaktion@neuesruhrwort.de)

**Verlag, Anzeigen und Vertrieb:** RW Media, Postfach 200240, 45837 Gelsenkirchen, Telefon (02 09) 40 52 01 93, Telefax (0209) 16 21 56 69, E-Mail: [leserservice@rw-media.eu](mailto:leserservice@rw-media.eu)

**Anzeigen:** Alexandra Steinke Telefon (02 09) 40 52 01 93, [anzeigen@rw-media.eu](mailto:anzeigen@rw-media.eu)

**Anschrift Redaktion:** siehe Anschrift Verlag.

**Druck:** Druck & Logistik Vest GmbH & Co. KG, Kampstraße 84b, 45772 Marl

**Erscheinungsweise:**

Wöchentlich samstags; Zeitungspreis: Bei Postbezug im Inland monatlich 8,16 Euro (incl. MwSt.), Einzelverkaufspreis 2,09 Euro. Abbestellungen sind nur schriftlich beim Verlag möglich, und zwar sechs Wochen vor Quartalsabschluss. Bei Nichtbelieferung ohne Verschulden des Verlags, bei Streik oder in Fällen höherer Gewalt kein Entschädigungsanspruch.

Mitglied der Konpress-Medien e.G.  
Hanauer Landstr. 189,  
60314 Frankfurt am Main,  
Telefon (069) 2 56 29 66-13

**konpress**  
KONPRESSIONS MEDIEN

# Vom Hengsbach-Mythos bis zum Zukunftsbild

Florian Bock fragt in seiner Antrittsvorlesung an der Ruhr-Universität Bochum nach der Identität und Zukunft des Ruhrbistums



Vor kurzem hat Junior-Professor Dr. Florian Bock an der Ruhr-Universität Bochum seine Antrittsvorlesung als Juniorprofessor für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit mit dem Forschungsschwerpunkt Zeitgeschichte und Geschichte des Bistums Essen gehalten. Titel seiner Vorlesung war „Blick zurück nach vorn. Das ‚Ruhrbistum‘, seine alten und neuen Narrationen“. Das „Neue Ruhr-Wort“ dokumentiert Auszüge des Vortrages, der mit einer launigen Sicht auf den Mythos Ruhrgebiet zwischen Kohlenstaub und Currywurst begann:

## I. Das Bistum Essen und seine alten Narrationen

Was wäre das Bistum Essen ohne den Kohlering Bischof Hengsbachs (1910–1991), der weithin als das Zeichen der Verbundenheit zwischen Bischof und Ruhrgebiet galt. (...) Das Programm hinter diesem Ring lässt sich wohl am einfachsten mit einem Zitat veranschaulichen (...). Schon in seiner ersten Predigt zur Errichtung des Bistums Essen am 1. Januar 1958 (...) erklärte Hengsbach, dass er als geistiger Vater die Hände seiner Diözesanen ergreifen wolle: „Die Hände von euch Vätern und Müttern, diese abgearbeiteten Hände von euch Menschen an der Ruhr, die Hände eurer Kinder und die Hände der Alten und Kranken.“

Hengsbach wusste genau um das so geschaffene Image des ‚Ruhrbischofs‘ und die damit verbundenen Ge- und Verbote. (...) Hengsbach war sich seines zukünftigen Images als Arbeiterbischof durchaus bewusst. Er war bereit, die Erwartungen, die von Anfang an auf den Hirten der neuen Diözese projiziert wurden (...) zu erfüllen. Nämlich: ein sozialer Kümmerer zu sein, sich auf die Sorgen und Nöte der Menschen einzulassen. (...)

Nur „Arbeiterbischof“ war Hengsbach offenkundig nicht, er scheint aber ein immenses Interesse daran gehabt zu haben, sich selbst und seine ganze Diözese als „Ruhrbistum“ für die Katholiken „mit den abgearbeiteten Händen“, so ja das erste Zitat, zu präsentieren und ihr damit das Narrativ des Sozialbistums zu verschreiben, das in seiner Wirkmächtigkeit bis heute anhält. Was aber wäre nun, wenn ich Ihnen sagen würde, dass es das Ruhrgebiet damals gar nicht gab?

## II. „Schön war es nirgends und nie“ oder: Gibt es das Ruhrgebiet?

Kurz vor Weihnachten 2018 machte mich mein guter Freund Andreas Henkelmann auf einen in der FAZ erschienenen Artikel des in Freiburg lehrenden, aber in Mülheim aufgewachsenen Historikers Ulrich Herbert aufmerksam. Der Artikel war über-

geschrieben mit den Worten „Schön war es nirgends und nie“. Herbert, 1951 geboren, entfaltet in dem Artikel seine schon andernorts publizierte These, dass es bis weit in die 1970er-Jahre hinein ein „Ruhrgebietsgefühl“ (...) gar nicht gegeben habe. (...) (I)nteressanterweise (erst) in einer Zeit des nicht mehr aufzuhaltenden Strukturwandels, habe sich „die aus Normalität und Langeweile bestehende Städteagglomeration in einen historischen Ort“ verwandelt, dessen Geschichte noch zu entdecken, oder – mit Herbert gesprochen – noch zu schaffen sei. Das Triglomerat aus Montanindustrie, Gewerkschaften und Politik habe zu spät die Unumkehrbarkeit des industriellen Wandels eingesehen und versuchte nun, diesen Strukturbruch nicht plötzlich, sondern peu à peu und möglichst sozialkompatibel zu gestalten. „Die Zeche Zollverein, die ich ja noch als höllenlaute Drecksmaschine in Erinnerung hatte, wurde nun zur Kathedrale der Industriemoderne und musste plötzlich ‚gerettet‘ werden, als sei sie eine romanische Kapelle oder eine bedrohte, seltene Tierart.“ (...)

Kehren wir zurück zur Kirchengeschichte. Die beeindruckende Dissertation von Franziskus Siepmann, (...) hat (...) gezeigt, wie sehr das Bistum Essen von seinem Ursprungsmythos als Arbeiterbistum zehrte. (...) Das Bistum im „Kohlenpott“ bot seinen



Foto: Achim Pihl / Bistum Essen

„Van Ackens Konzept einer solchen christozentrischen Feierhalle wirkte auf jüngere Architekten geradezu visionär und wurde von Frankfurt am Main bis Wien aufgegriffen.“

Diözesanen so von Anfang an einen von Stabilität und Dauer geprägten Rückzugsraum, der vor den sich in den „langen 1960er-Jahren“ anbahnenden gesamtgesellschaftlichen, nicht nur wirtschaftlichen Dynamiken schützte. Das Bistum Essen konnte, wie Ernst-Severin Gawlitta schreibt, langfristig weder die Arbeitslosigkeit noch den Mangel an Ausbildungsplätzen, die der Strukturwandel nach sich zog, verhindern, aber es konnte ein Refugium schaffen, das unbequeme Wahrheiten erträglich machte. Insofern finden wir die eingangs formulierte These bestätigt: An der Großnarration „Ruhrgebiet“ hat das Bistum Essen von Beginn an mitgewirkt.

Aber, und darin dürften Bistumshistorikerinnen und -historiker mit Ulrich Herbert übereinstimmen, solche Narrationen als den historischen Geschehnissen sinngebenden Erzählungen dürfen nicht zur Nostalgie verkommen, sondern sollten einen Zukunftsdiskurs beinhalten. (...) Welche Erinnerungen können also im Jahr 2019 eine diözesane Identität stiften und Katholikinnen und Katholiken an der Ruhr, oder besser gesagt: an der Emscher, denn nur dieser Fluss verläuft quer durch das Gebiet des Bistums, Antrieb geben?

Glasklar ist: Die Narration des Arbeiter- und Sozialbistums erscheint bis heute übermächtig. Prozesse, das Bistum Essen umzustrukturieren, und so nach dem wirtschaftlichen Strukturwandel einen pastoralen Strukturwandel vorzunehmen, gestalten sich allenthalben als schwierig und werden nicht selten als Verrat am Gründungsnarrativ des so genannten „Ruhrbistums“ verstanden. Dies wurde noch vor nicht allzu langer Zeit deutlich, als nämlich Franz-Josef Overbeck im Jahr 2013 öffentlich mit dem Image des Ruhrbischofs harte. Er sei, so Overbeck damals, nicht mehr Bischof der Bergarbeiter, da es diese kaum mehr gäbe. Ein Abrücken von diesem Bild wurde jedoch, glaubt man dem medialen Echo auf diese Aussagen, nicht toleriert. Viele Gläubige möchten, so scheint es, den gesellschaftlichen Wandel nicht auch noch in einer veränderten diözesanen Identität oder einem Pfarreientwicklungsprozess widerspiegelt sehen. Das Bistum Essen hat, so die Erzählung in den Köpfen jener, das Wir-Gefühl der Region mitaufgebaut, deshalb darf es nun keinesfalls zu denjenigen zählen, die durch Reformen die kollektiven Marker Sicherheit und Gemeinschaft abbauten. (...)

Die zukünftige Entwicklung auch anderer Bistümer wird zeigen, ob ein solches eher strukturkonservatives Denken allein dem „Mythos Ruhrbistum“ zuzurechnen oder auch bei pastoralen Umbrüchen andernorts zu beobachten ist. Eine Tendenz vorgeben können hier vielleicht Zahlen aus der Ökonomie: Die Quote der beruflich Selbstständigen liegt im so genannten Ruhrgebiet unter dem Landesdurchschnitt. „Die feste, am besten lebenslange Anstellung in einem der großen Ruhrgebietsunternehmen war Wunsch und Ziel vieler Menschen, da sie hier ein relativ gutes Auskommen hatten“, hieß es in der Fachzeitschrift „Wirtschaft“ vor einigen Jahren. Und weiter: „Solche eingeschliffenen Orientierungen werden durchaus

auch über Generationengrenzen hinweg übertragen, selbst dann, wenn sich das wirtschaftliche Umfeld stark verändert.“ Solche Befunde sprechen also dafür, dass es sich bei dem Bedürfnis nach Sicherheit tatsächlich um ein regionales Phänomen handelt.

Kann es also einen Ersatz für eine solche Großnarration des sozialen Kümmerns geben, das auch auf eine Zukunftsdimension hin öffnet? Diese Frage erscheint allein schon angesichts einer immer fluider werdenden Postmoderne mit ständig wechselnden gesellschaftlichen Optionen vermessen. Allenfalls kann die Kirchengeschichte einen religiösen Erinnerungspool bereithalten, der Katholikinnen und Katholiken des Bistums Essen dazu einlädt, sich mit ihrer Biografie auch künftig daran anzudocken. Die anwesende Heidrun Dierk schreibt dazu in ihrer Habilitationsschrift: „Die Kirchengeschichte als ein erweiterter Erfahrungsraum kann das Individuum bereichern, indem sie Werte vergangener Zeiten bewahrt, alternative Lebensentwürfe aufzeigt, die Erinnerung an menschliches Scheitern wachhält, zum kritischen Umgang mit Vergangenheit und Gegenwart auffordert.“

Obwohl ich keine „Kirchengeschichte der großen Männer“ schreiben möchte, habe ich doch (...) Lebensstationen dreier Katholiken der lokalen Region ausgewählt, anhand deren gelebten Konzepten von Katholischsein sich viel zeigen lässt. Ich meine bei allen dreien ein gemeinsames Moment ausmachen zu können, das sozusagen die andere Seite der Medaille widerspiegelt. Meine drei Beispiele zeigen weniger soziale Sicherheit auf, sondern eher Integrations- und Inklusionsfähigkeit.

### III. Das Bistum Essen – und mögliche neue Narrationen

Im Folgenden möchte ich also drei Tiefenbohrungen vornehmen und Ihnen zwei Kleriker und einen Laien vorstellen. Die erste, kürzere führt uns mitten hinein in den Katholizismus der Weimarer Zeit – einer Epoche also, in der es das Bistum Essen noch gar nicht gegeben hat. Die Liturgische Bewegung ist sicherlich vielen von Ihnen ein Begriff, sie besagt im Kern ein gemeinschaftliches Liturgieverständnis, das die Gläubigen näher an die Feier der Eucharistie heranführen sollte. Diese neue Idee von Liturgie verbreitete sich schnell und fand vor allem in den großen Pfarreien einer rasant wachsenden Industrieregion großen Anklang.

Stellvertretend für die intensive Umsetzung der Liturgischen Bewegung „vor Ort“ verweise ich auf den Gladbecker Priester Johannes van Acken (1879–1937), der 1922 ein Buch mit dem Titel „Christozentrische Kirchenkunst. Ein Entwurf zum liturgischen Gesamtkunstwerk“ vorlegte. (...) In keiner anderen Region sollte der Einfluss jener Christozentrik so sehr den zeitgenössischen Kirchenbau bestimmen. Van Acken erkannte die soziologischen „Zeichen der Zeit“ (Mt 16,3), indem er unter Berücksichtigung der lebendigen, jungen Gemeinden, welche hier an der Ruhr oftmals einen multinationalen Hintergrund hatten, einen einheitlichen Gemeinderaum

errichten ließ. Der Gedanke dahinter: Alle Gläubigen gehören dazu! (...)

Der Vollzug der Liturgie hatte aktiv und lebendig vor sich zu gehen. Das Zentrum der Kirche hatte folgerichtig der Altarraum auszumachen. Van Ackens Konzept einer solchen christozentrischen Feierhalle wirkte auf jüngere Architekten geradezu visionär und wurde von Frankfurt am Main bis Wien aufgegriffen.

Etwas mehr Raum einnehmen soll (...) Paul Fey und seine Tätigkeit als Referent für Betriebsseelsorge im Bistum Essen. Angeregt von dem ersten Weihbischof der Diözese, Julius Angerhausen, sollte im Bistum Essen von 1959 an die Betriebsseelsorge ein besonderes Profil gewinnen. (...) War Angerhausen der „Spiritus rector“ der Betriebsseelsorge, so sollte die besondere Idee der Betriebskernarbeit eng mit dem Namen Feys verbunden bleiben.

Fey, ein ehemaliger Schreiner und Bergmann in Recklinghausen und Herten, war einer der ersten Entwicklungshelfer und Laienmissionare und von niemand geringem als Angerhausen in seiner Funktion als CAJ-Jugendkaplan nach Brasilien ausgesandt worden. Fey arbeitete dort unter anderem im VW-Werk in Rio de Janeiro (...).

Zum ersten Oktober 1959 ernannte Angerhausen Fey zum Diözesanreferenten für Betriebsseelsorge im Bistum Essen. Ein damals nur wenige Monate altes Exposé des später so bekannten Pastoraltheologen Norbert Greinacher (\*1931), welches speziell für die Diözese Essen angefertigt wurde, gibt Auskunft darüber, wie sich die Betriebskernarbeit verstand – nämlich als die experimentelle Ausbildung kleiner Zellen. (...)

Später wird man im Bistum Essen folgende offizielle Definition vorlegen: „Gläubige katholische Männer eines Betriebes schließen sich zu einer Gemeinschaft zusammen, in der gegenseitiges Vertrauen und Apostolatsgeist geweckt und gefördert werden. Diese Gemeinschaft – wir nennen sie in unserem Bistum ‚Betriebskern‘ – will allen katholischen, ja selbst den nichtkatholischen Belegschaftsmitgliedern ein fester Kern der Wahrheit über Gott, Kirche und Mensch sein.“

Besonderen Wert wurde auf den folgenden Punkt gelegt (...): „Diese Betriebsgruppen müssen von Laien getragen werden. (...) Nicht nur aus dem Priestermangel heraus, sondern auch vom Wesen dieser Betriebsgruppenarbeit her, müsste die ganze Last, die ganze Verantwortung für diese Betriebsgruppen bei den Laien liegen. Der Priester kann nur der ‚animateur‘, nur derjenige sein, der die ganze Sache beseelt, der diesen Menschen dort den geistigen Rückhalt gibt, ihnen die geistliche Nahrung reicht. [...] Es wäre dies dann im echten Sinne und strengen Sinne katholische Aktion, das heißt, dass der Bischof diese Laien an seinem hierarchischen Apostolat teilnehmen lässt.“ Soweit die graue Theorie.

Seine Arbeit indes war gerade in der Anfangszeit nicht eben leicht, wie Fey sich erinnerte. (...) In den Betrieben fand er oftmals eine antikirchliche Stimmung vor. Die katholische Sozialethik galt vielen Arbeitern als „klerikaler Volksbetrug“, der aus dem 19. Jahrhundert stammende „Pfaffen-



Gut besucht war die Antrittsvorlesung von Professor Dr. Florian Bock an der Ruhr-Universität Bochum.

Foto: Achim Pohl / Bistum Essen

spiegel“ war eine oft zitierte Lektüre. Nach diesen offensichtlichen Schwierigkeiten zu Beginn war der Betriebskernarbeit dann aber schließlich einiger Erfolg beschieden. Kennzeichen der Betriebskerne waren gerade ihre integrative Fluidität: „Die Betriebskerne verstehen sich vor allem als eine Aktionsgemeinschaft, können sich also nicht an feste Formen und Methoden binden. Sie stehen mitten im ständigen Wandlungsprozeß unserer Betriebe und wissen wohl am besten, wie sie Aktionen vorzubereiten haben, um sie zu einem Erfolg werden zu lassen.“

Auch die Betriebskernarbeit hatte sich also einem beständigen Wandel zu unterwerfen. Zu Beginn der 1970er-Jahre, kam es, wohl auf Eingreifen Franz Hengsbachs persönlich, zu einer grundsätzlichen Umakzentuierung. Im Zentrum der Betriebskerne standen nun nicht mehr die Laien, sondern die Priester. Spielte bei dieser Umkonzipierung durch Hengsbach möglicherweise eine Enttäuschung über die Rezeption des Zweiten Vatikanums um 1968 eine Rolle?

In nuce zeigt sich hier jedenfalls ein Dauerkonflikt zwischen Angerhausen und Hengsbach: Während ersterer von einer Priesterzentrierung auch in anderen Bereichen der Seelsorge abrücken wollte, hielt Hengsbach an der Fokussierung auf das Weiheamt, das in diesem Fall eine klerikale Anwaltschaft für die Arbeiterschaft ausdrücken sollte, Zeit seines Lebens fest. Die Betriebsseelsorge, nun stark mit Klerikern besetzt, bestand also weiter, die eigentliche Arbeiterseelsorge sollte sich mit der Zeit aber eher an die vom Bistum breit aufgezogenen Familienpastoral andocken. Über die Ehefrauen und Kinder gelang so auch eine Seelsorge an den Arbeitern. Maßgeblich für die Konzeption der Familienpastoral ist nun kein Priester, auch kein männlicher Laie, sondern ab Ende der 1960er/Anfang der 1970er eine Frau: Hildegard Heker als Referentin für Ehe- und Familienfragen im Seelsorgeamt.

Schließlich ein letztes (...) Beispiel: die Ausländerseelsorge. Zwischen 1960 und 1970 reagierte das Bistum Essen rasend

schnell auf den durch die Anwerbung von Gastarbeitern immer höher steigenden Anteil an Menschen mit Migrationshintergrund in der Region. Standen zunächst italienische und spanische Katholikinnen und Katholiken im Fokus, differenzierten sich die pastoralen Angebote für die einzelnen Nationen durch landessprachliche Missionen bis Ende der 1980er immer weiter aus. Der schon mehrfach erwähnte Angerhausen war bis zu seinem Tod im Jahr 1990 als Bischofsvikar für die Ausländerseelsorge zuständig. In einem auf seine Initiative zurückgehenden „Ausländer-ABC“ von 1970, das „Anregungen und Hinweise für die Christen im Bistum Essen“ enthielt, hielt er fest: „Wir sind dankbar, dass wir durch die Begegnung mit den katholischen Ausländern unseres Bistums immer wieder wahre Katholizität erleben dürfen, Kirche jenseits aller nationalen Enge, Kirche aller Sprachen und Rassen.“

Angerhausen erkannte zugleich früh, dass die Migrantepastoral mehr ist, als das Messelesen in der jeweiligen Muttersprache. Neben der Seelsorge an katholischen Ausländern umfasste sie für Angerhausen, worauf er im Rahmen einer Dechantenkonferenz bereits 1961 dezidiert hinwies, auch die Fürsorge für Migrantinnen und Migranten ohne christlichen Hintergrund. Es ging ihm um einen holistischen, ganzheitlichen Zugang zu den Zugewanderten, auch wenn sie nicht katholischen Glaubens waren. Hinsichtlich Menschen aus Afrika und Asien betonte Angerhausen, dass es besonders um das richtige Verhältnis von Nähe und Distanz gehe: „Es ist natürlich von grosser Wichtigkeit, was diese Afro-Asiaten bei uns erleben, wie man ihnen als Mensch und Christ begegnet. Sie werden sich danach ihr Urteil über das Christentum bilden und dieses Urteil verbreiten, wenn sie in ihre Heimat zurückkommen. Wir haben als Priester die Pflicht, alle Katholiken darauf aufmerksam zu machen, dass sie, wo sich Gelegenheit bildet, Kontakt mit diesen oft sehr kritischen und empfindlichen Ausländergruppen aufnehmen, selbstverständlich ohne sich aufzudrängen.“

#### IV. Christliche Lebensentwürfe historisieren – in christliche Lebensentwürfe investieren

Wie Franz Siepmann in seiner Dissertation beschreibt, wurde die Betriebsseelsorge im Bistum Essen Ende 2013 ohne viel Aufmachens eingestellt. Der Bistumsgeschichte wird es künftig obliegen – vielleicht mehr noch als an die konkrete Ausgestaltung der christozentrischen Baukunst oder der Betriebsseelsorge oder der Migrantenseelsorge – an die dahinterliegenden christlichen Haltungen zu erinnern. Diese kann ich hier nur mit einigen Schlagworten beschreiben.

Für van Acken wie Fey, aber auch Angerhausen spielten sicherlich eine gewisse Sensibilität für den Dialog zwischen Kirche und Welt eine Rolle, alle wussten – sozusagen als „Bestimmung zur Zeitgenossenschaft“ im Auerschen Sinne – um die Notwendigkeit offener Räume der Inkulturation für die Christinnen und Christen an der Ruhr ebenso wie für Nicht- und Andersgläubige. Alle drei verstanden, auf urbanem Raum wirksam zu werden und so ihren Vorstellungen des Katholischseins ein Profil zu geben. Dieses katholische Profil war nicht unbedingt durch das Spenden von Sicherheit, sehr wohl aber durch den Anspruch von Solidarität und Integration gekennzeichnet.

Und alle Beispiele zeigen, dass es auch zu Zeiten der Volkskirche schon ein Entscheidungschristentum gab, das sich in einer von unten gewachsenen Kreativität ausdrückte. Van Acken, Fey und Angerhausen definierten sich früh als katholische Akteure in einem zivilgesellschaftlichen Diskurs, die gezielt neue Wege gingen oder integrativ das Gespräch mit Andersdenkenden suchten.

Die Erkenntnisse aus der Erforschung solcher christlichen Lebensentwürfe können dem Bistum helfen, so mein abschließendes Plädoyer, auch künftig in solche Biografien zu investieren. In allen 20 Projekten des Zukunftsbildes „Du bewegst Kirche“ der Diözese scheinen mir jedenfalls Integrations- und Inklusionsfertigkeiten implizit wie explizit mitzuschwingen.

Florian Bock

„Angerhausen wollte von einer Priesterzentrierung auch in anderen Bereichen der Seelsorge abrücken“